

P

Christian Meier

KULTUR, UM
DER FREIHEIT
WILLEN

Griechische Anfänge –
Anfang Europas?

Pantheon

Urheberrechtlicher Hinweis

Der vorliegende Text wurde vom Autor bewußt
in der alten Rechtschreibung verfaßt und darf auch in Ausschnitten und
Zitaten nur in dieser Form wiedergegeben werden.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

Der PantheonVerlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
Pantheon-Ausgabe März 2012

Copyright © 2009 by SiedlerVerlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München
Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Karten: Peter Palm, Berlin
Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-55173-8

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

I.	DIE FRAGE NACH DEM ANFANG	7
1.	Ein ganz ungewöhnlicher Fall (1): <i>Die Antike-Aneignung im mittelalterlich/neuzeitlichen Europa</i>	12
2.	Herausforderung der Freiheit	16
3.	Ein ganz ungewöhnlicher Fall (2): <i>Die Ausgangskonstellationen der mittelalterlich/neuzeitlichen Kulturbildung</i>	24
4.	Die Konstitution des Erdteils Europa	31
5.	Griechen und Perser (1). Freiheit und Herrschaft. Atossas Traum	36
6.	Europa und Asien in der Antike	48
7.	Antike als Vor- oder Frühgeschichte Europas	56
II.	ENTSTEHUNG DER POLISWELT	61
1.	Neuanfang nach dem Ende Mykenes. Ursprünge griechischer Eigenart	64
2.	Aufbruch: Das achte Jahrhundert	76
3.	Die Griechen und der Orient	84
4.	Die Kolonisation	93
5.	Homer und Hesiod	105
6.	Götter und Priester	129

7. Krise und Konsolidierung: Siebtes und sechstes Jahrhundert	137
8. Polis-Vereinzelung und gemeingriechischer Zusammenhang. Das Agonale	157
9. Die Vielfalt der Poleis. Sparta und andere	171
10. Die Kriege	184
11. Polis-Aufbau. Öffentlichkeit und Institutionen	196
12. Krise: Adelskämpfe. Empörung. Tyrannis	219
13. Archaische Lyrik. Das Symposion. Neubesinnung auf die Tugend	238
14. Anfänge Politischen Denkens. Die Mittleren	260
15. Anfänge von Philosophie und Wissenschaft	274
16. Athens Weg zur Isonomie. Sein Aufstieg zur Macht	289
17. Ägäis-Welt um 500 v. Chr. Griechen und Perser (2)	319
 Nachwort	333
Nachwort zur neuen Ausgabe	356
Register	357
Bildnachweis	368

I.
DIE FRAGE NACH
DEM ANFANG

Wo fängt Europa an? Wo fängt überhaupt etwas an? Nichts ist ohne Vorbereitungen, Vorläufer, Vorauszu-setzendes. Nie gibt es eine Stunde Null. Überall trifft man, je mehr man schürft, unter vermeintlichen Anfängen tiefere Anfangsgründe, die ihrerseits vor dem forschenden Blick leicht immer wieder und weiter ins Bodenlose zurückzuweichen scheinen.

Gewiß, mancherlei hat ein klares Anfangsdatum. Verfassungen, Bündnisse, die Europäische Gemeinschaft und andere Einrichtungen, die irgendwann gegründet worden sind. Auch sie haben ihre Vorgeschichte. Doch teilt der Zeitpunkt, an dem sie ins Leben traten, deutlich ihre Geschichte davon ab.

Anderes aber, was sehr allmählich heranwächst, was, wenn man es wahrzunehmen beginnt, oft schon eine ganze Weile mehr oder weniger dazusein scheint, eine Meinung etwa, ein Brauch, eine Lage, eine ganze Bewegung – wie will man dessen Anfang bestimmen? Und wie gar den von etwas so Hochkomplexem wie Europa, bei dem man schon zögert, es überhaupt als Eines anzusehen, sowohl im Raum wie in der Zeit? Wenn es denn Eines sein sollte, müßte es ja aus unendlich vielem zusammengewachsen sein und in vielem auch wieder auseinanderklaffen. Zudem wäre seine Fortbildung, auf je länger man seine Existenz veranschlagt, um so mehr dadurch bestimmt, daß ständig oder in Schüben vieles (und oft sehr Unterschiedliches) neu hinzukam, sei es von innen, sei es von außen; zumeist wohl, indem verschiedenste Impulse sich gegenseitig hervorriefen und steigerten; womit anderes, vielleicht nicht weniger Europäisches, vielleicht gar Bedeutsameres immer wieder auch verloren ging. Jedenfalls wäre dieses Europa ungewöhnlich stark in stetem Wandel begriffen gewesen; im einzelnen wie im ganzen.

Oder hat sich da doch irgendeine europäische Besonderheit im

Gründe – und gerade auch im Wandel – durchgehalten? Oder ist es gar zumal der verhältnismäßig so überaus rasche, oft radikale Wandel selbst, der Europa charakterisiert?

Unüberschaubar vieles schiebt sich in der Geschichte mannigfaltig sich verflechtend, sich verschlingend und kaum faßbar voran; schleppt Dinge mit sich, von denen keiner mehr weiß, die irgendwann aber zum Vorschein kommen, ja unter Umständen kräftig sich zur Geltung bringen können; bedingt sich mit anderm; treibt dies und jenes hervor, kreuzt sich, fügt sich zusammen und trennt sich, in ganz unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Wobei, was als Weg erscheint, allzu oft nur die Schneisen sind, die man in nachträglicher Betrachtung durch das Dickicht von Wirkungen und Gegenwirkungen gehauen hat.

Und dann will man an solch ein kaum entwirrbares Gewebe und Gewirke den Zollstock anlegen, auf dem die Jahre und Jahrhunderte markiert sind – um bestimmte Dinge, etwa *den Anfang Europas* daran festzumachen, als ob man in die unendlich verknäulten Fäden Markierungen einritzen könnte? Als ob da, so glaubt man dann doch gern, Schnittstellen schon vorgegeben wären.

Trotzdem ist man dazu versucht. Wie will man Geschichte auch sonst überblicken und begreifen? So wagt man es schließlich, historische Erscheinungen irgendwo anfangen zu lassen, indem man alles, was sie mehr oder weniger, so oder so bedingt haben mag, in ein Davor verweist. Nicht ganz ohne Willkür, aber doch so dicht wie möglich an einer sinnvollen Deutung der Sache. Dann muß man sich freilich, wenn es sich um ein so komplexes Gebilde wie Europa handelt, zunächst darüber klar zu werden suchen, was es denn überhaupt sei (oder sein soll).

★

Soll man Europa und seine Geschichte etwa dort beginnen lassen, wo sich die Völker, zumal im Westen und in der Mitte des Erdteils, einer Gemeinsamkeit bewußt werden, an der sie alle teilhaben, trotz all dessen, was sie trennt; bewußt also (wie es gelegentlich schon im frühen Mittelalter der Fall war) einer Zusammengehörigkeit, durch

die sie sich von andern absetzen, von Avaren, Hunnen, Arabern, Türken; vom Morgenland, von Afrika, von der Neuen Welt? Als Zentrum der neu sich darbietenden ganzen Erde? Oder sollte man mit dem Anfang weiter zurückgehen in die Zeiten, in denen die Völker, welche Europa dann ausmachen sollten, sich zu bilden begannen? Aber worin bestünde das Gemeinsame an diesen Völkern? In der geographischen Beschaffenheit ihres Lebensraums? In je sich einstellenden, bald auch hergebrachten Lagen sowie in Handlungs-, in Denkweisen und Gewohnheiten, die sie brauchten und ausbildeten, um in ihnen zu bestehen? Oder auch in gewissen Ausgangsbedingungen, die sich von der ferneren Vergangenheit her unter ihnen geltend machten?

Sollte man also vielleicht, wie es sich früher oft nahelegte, den Anfang Europas in der Antike suchen, zumindest in den Ursprüngen des Christentums, dessen westliche, lateinische Ausprägung den Kontinent so stark bestimmte? Immerhin verstand man sich im Mittelalter weit eher als Christenheit denn als Europa. Möglicherweise aber muß man auch die römische Geschichte, vielleicht gar die griechische in die europäische einbeziehen?

Es spricht jedenfalls vieles dafür, Europa nicht einfach ethnisch, von den Völkern, sondern von dem her zu verstehen, was diese Völker so eigenartig durchdrungen, sie herausgefördert, was ihnen so ungeheure Spielräume eröffnet, was sie (oder wenigstens mehrere von ihnen) zum Beispiel seit dem sechzehnten Jahrhundert dazu befähigt hat, die ganze Welt teils in Besitz zu nehmen, teils in den Bann zu schlagen; solange es dauerte. Eric Lionel Jones sprach deswegen vom europäischen Wunder. Das war, um es in einem Wort zu sagen, letzten Endes eine bestimmte, eben die europäische Kultur.

Diese Kultur war, so wenig man die prägende Kraft und Kompetenz der jeweiligen Gegenwart unterschätzen sollte, stark und nachhaltig durch die griechisch-römische Antike beeinflußt; sie hätte ohne die Antike vielleicht gar nicht entstehen können. Andererseits hatten sich die formenden Kräfte, die in der Antike von Generation zu Generation weitergewirkt hatten, im westlichen Teil des

Römischen Reichs im dritten, vierten, fünften Jahrhundert n. Chr. weitgehend erschöpft. Wohl überdauerten die christliche Kirche und damit Kenntnisse und Gepflogenheiten und nicht zuletzt zahlreiche Texte aus dem Altertum. Es hielten gewisse Dispositionen durch, die mit dem Glauben tradiert wurden, dessen die Antike zuletzt bedurft, den und dem sie sich angeeignet hatte. Doch mußte man im Mittelalter im wesentlichen neu anfangen. Wie intensiv auch immer man sich seit der karolingischen Renaissance stets neu an der Antike orientierte, der Bruch zwischen Antike und Mittelalter ließ sich dadurch kaum überbrücken. Es ist ein höchst eigenständlicher Prozeß der Kulturbildung, der sich damals und seit damals in Europa vollzog.

I. Ein ganz ungewöhnlicher Fall (1):

Die Antike-Aneignung im mittelalterlich/neuzeitlichen Europa

Kulturbildung erfolgt – nachdem einmal in den verschiedenen Weltgegenden die ersten höheren Kulturen entstanden waren – in aller Regel im Anschluß an vorangehende. Doch gibt es da, um von allem andern abzusehen, bemerkenswerte Unterschiede, was die Nachhaltigkeit des Anschlusses angeht. Man kann sich eine gewisse Zeitlang den fremden Einflüssen aussetzen, um sodann mit dem Aufgenommenen zu arbeiten, ohne sich noch viel mit dessen Quellen abzugeben. Man kann sich aber auch der vorangehenden Kultur über viele Jahrhunderte hin unterlegen und verpflichtet fühlen, so daß man sich veranlaßt sieht, sie – oder ihre Hinterlassenschaft – immer neu zu studieren. In diesem Punkt weicht das mittelalterlich/neuzeitliche Europa weit von andern, zum Beispiel den Griechen und den Arabern ab. Die Griechen haben sich zwar vielerlei Kenntnisse und Techniken, Ausdrucksformen, Motive, Mythen und Kulte, auch Forschungsergebnisse des Orients zunutze gemacht. Aber sie haben sich, nachdem das geschehen, nurmehr vereinzelt mit den Quellen beschäftigt, aus welchen sie sie bezogen hatten. Wie weit sie orientalische Sprachen lernten, also nicht über Vermittler und Dolmetscher den Zugang dorthin suchten, ist ebenso

offen wie die Frage, ob sie – außer für den Hausgebrauch – Übersetzungen literarischer Texte anfertigten oder anfertigen ließen.

Und die Araber haben sich zwar, vornehmlich unter den Abbasiden im frühen neunten Jahrhundert, große Teile der griechischen Literatur übersetzen lassen und sie auf höchst beachtliche Weise genutzt, wie sich etwa in den Werken ihrer großen Philosophen zeigt. Auch in den zahlreichen Bibliotheken, über die Bagdad früh verfügte, werden sie greifbar gewesen sein. Aber die Araber haben selber kaum Griechisch gelernt, haben keine Philologie entwickelt, haben zudem eine Auswahl getroffen: Wissenschaft hat sie interessiert, Medizin, Mathematik, Astronomie, Philosophie, übrigens auch die Lehre von der Perspektive, welche griechische Gelehrte im Blick zumal auf die Probleme der Bühnenmalerei entwickelt hatten. Für die Tragödie selbst dagegen, für Geschichtsschreibung, Rhetorik und Bildende Kunst der Griechen hatten sie keine Verwendung. Auch nicht für Lyrik; die hatten sie selber in reichstem Maße längst ausgebildet.

Völlig anders das mittelalterlich/neuzeitliche Europa. Hier laufen die Dinge geradezu auf eine Symbiose mit dem Altertum hinaus. Man bedient sich nicht nur des Lateinischen als Sprache von Bibel und Liturgie, Recht, Verwaltung, Diplomatie und Gelehrsamkeit, mithin als universalen und zugleich überlegenen Mediums der Verständigung. Vielmehr schreibt man die lateinischen und später auch die griechischen Texte ohne Einschränkung, soweit man ihrer überhaupt habhaft werden konnte, immer neu ab, sammelt und studiert sie. Gewiß, griechische Texte werden zunächst vorwiegend in arabischen Übersetzungen zugänglich (und müssen von dort ins Lateinische übertragen werden). Aber dann gelangt man auch an die Originale selbst. Die neuen Kultur- und Wissenschaftssprachen schulen sich an den klassischen. Die antiken Texte werden als vorbildlich angesehen; und nicht nur die Texte, sondern auch die künstlerische und architektonische Hinterlassenschaft der Antike.

Mit der Zeit beginnt man sich, und zwar sehr intensiv, für die alten Griechen und Römer selbst zu interessieren. Man nimmt also nicht nur die Früchte ihrer Kultur an sich, sondern kümmert sich

gleichsam auch um die Bäume und Sträucher, auf denen sie einst gewachsen sind. Förderlich dafür wird es gewesen sein, daß im langen Prozeß der Überlieferung wirklich fast nur die herausragenden Werke die Chance gehabt hatten, weitergegeben zu werden. So werden Römer und Griechen nicht nur Leitbilder und Lehrmeister, sondern Gegenstand eines immer mehr sich intensivierenden Studiums. Und immer neu hat man sich auf Antikes bezogen. Die Römer selbst waren darin vorangegangen. Denn sie hatten sich den griechischen Quellen ähnlich stark hingegeben und sie als klassisch angesehen.

Was alles in den verschiedenen Sprachen Europas an Eigenem produziert wurde, hat die griechisch-römischen Quellen auf die Dauer und bis ins neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert hinein weniger ersetzt als ergänzt. Insofern konnte Jacob Burckhardt mit Recht feststellen: Wir werden das Altertum nie los, solange wir nicht wieder Barbaren werden.

Dabei erwiesen sich die antiken Texte und Kunstwerke stets neu als frischer, dauerhafter, ja als moderner als vieles, was etwa moderne Bearbeiter aus ihnen inzwischen gemacht hatten. Und das tun sie vielfach noch heute. Denn fast alle Bearbeitungen veralten in den Prozessen raschen Wandels, der sie ebenso hervorruft wie bald hinter sich läßt, während die Vorbilder auf kaum ganz zu entschlüsselnde Weise auf Dauer angelegt, insofern klassisch zu sein scheinen.

Das Imperium Romanum fand seine Fortsetzung im Heiligen Römischen Reich. Das Römische Recht galt weit über den Kontinent bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein und ist im bürgerlichen Recht der Nationalstaaten weiter präsent. Wo kommt es sonst vor, daß die oberen und mittleren Schichten eines ganzen Erdteils ihre Kinder zwei Sprachen (oder zumindest eine) lernen lassen, die von keinem Volk der Erde mehr gesprochen werden? Solange man in Europa Gedichte in größerem Stil auswendig lernte, gehörten für die Gebildeten lateinische und griechische dazu. Noch heute keine Philosophie ohne Platon, kein Politisches Denken, das des Namens wert ist, ohne Aristoteles. Und überall ist unsere Sprach-, Bilder-

und Vorstellungswelt noch von Begriffen, Figuren und Geschichten aus der Antike bevölkert.

Darüber hinaus hat das griechisch-römische Altertum auf eine fast paradox anmutende Weise im mittelalterlich/neuzeitlichen Europa immer wieder auch den Weg zu Neuerung, ja zum Umsturz öffnen helfen. »Wann immer sich dort Menschen aufmachten, Abschied von ihrer eigenen Welt zu nehmen und eine bessere jenseits des eigenen Horizonts zu finden, wandten sie den Blick zurück in das ferne Land der Antike und ... hofften, ... eine Wahrheit zu erfahren, über die keine Tradition Macht haben konnte« (Dahlheim). Auf eine Weise also, für die wir sonst kein Beispiel kennen, ist die Antike wirkungsmächtiger Teil der europäischen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit gewesen. Ist der Eindruck ganz falsch, daß man nicht nur die Antike sich, sondern auch sich der Antike angeeignet hat?



Was bedeutet das für die Geschichte Europas? Wie läßt es sich erklären? War das römisch-griechische Erbe lange Zeit so überlegen? So leicht nicht einholbar? So rasch nicht zu erschöpfen, zumal es sich immer neuen Deutungen erschloß? Brauchte man die im Gefolge des christlichen Glaubens sich aufrichtende Autorität der Alten, um gegen manche Zumutungen eben dieses Glaubens und seiner Verfechter besser gewappnet zu sein? Hat man sich das Vermächtnis der Antike in langem Umgang so sehr zu eigen gemacht, daß man es schließlich nicht mehr missen wollte und konnte – obzwar oder eher noch: weil man sich lange bewußt war, dahinter zurückzubleiben?

Aber vielleicht barg die antike Hinterlassenschaft auch etwas Besonderes, Faszinierendes, zumindest für die, die vermittels christlicher Überlieferung dafür aufgeschlossen worden waren. Jedenfalls lag ihr etwas zugrunde (und konnte in ihr noch vibrieren), wofür wir in der Weltgeschichte zuvor kein zweites Beispiel finden: Freiheit.

2. Herausforderung der Freiheit

Kulturen sind Weisen, auf die sich die Mitglieder wie auch immer zustande gekommener Gesellschaften anspruchsvoll miteinander und in der Welt einrichten. Sie müssen Formen sowohl gesitteten Zusammenlebens wie fruchtbringenden Zurechtkommens mit ihrer menschlichen und außermenschlichen Umwelt entwickeln, müssen sie pflegen und verfestigen. Die Gesellschaft muß sich gliedern. Fähigkeiten zu gemeinsamem Handeln, also politische Einheiten sind auszubilden. Es müssen sich Methoden etablieren, Recht und Ordnung zu praktizieren, Krieg zu führen, Wissen zu organisieren (eventuell zu monopolisieren) und zu mehren. Den Dingen muß Bedeutung gegeben werden. Religion, Weltverstehen, Menschenbildung und Vorbilder werden gebraucht. Doch geht es auch darum, Wege des Ausdrucks und Verständnisses für verschiedene Erfahrungen, Sehweisen, Erlebnisse, Triumphe und Ängste, Einsichten und Gefühle zu bahnen; je nachdem, was jeweils gebraucht wird. Nicht zu vergessen die spezifischen Weisen der Entlastung, der Erholung, Erfreung, aber auch der prachtvollen, zum Teil überhöhenden Selbstdarstellung, welche eine Kultur, wenn sie auf sich hält, geradezu zum Atmen braucht.

Der Prozeß der Kulturbildung pflegt also darin zu bestehen, daß vielerlei ausgemacht und festgelegt wird – weil anders nicht jene Spielräume zu gewinnen sind, die man braucht, um zu handeln und sich zu entfalten. Und die Festlegungen, wie immer sie aus Anordnung und Anpassung, aus Disziplinierung und Ausnutzung von Chancen resultieren, verfügen sich gern untereinander und erreichen unter Umständen ein sehr hohes Maß an Unabänderlichkeit.

Auch hier sind wichtige Unterschiede zu verzeichnen. Sie ergeben sich aller Wahrscheinlichkeit nach aus den Ausgangskonstellationen, die irgendwann geschaffen werden oder sich einpendeln müssen. Was immer man von außerhalb übernimmt, entscheidend muß sein, welche – oder welcherart – Kräfte sich schließlich als maßgebend, als prägend erweisen für das, was gelten soll. Nicht nur für die Machtverhältnisse, sondern auch für Auffassungen, Lebensformen und -tendenzen, für die Weisen, sich in der Welt zu bewegen.

In der Regel der Weltgeschichte sind die Kulturen wesentlich bestimmt worden durch Monarchen, welche es – in mehr oder weniger enger Verknüpfung mit religiösen Instanzen – vermochten, Gesellschaften bis in Denken und Mentalität hinein in ihrem Sinne zu formen. Das heißt nicht zuletzt: die eigene Herrschaft so fest zu verankern, daß als Alternative zu ihr nur noch das Chaos denkbar bleibt. Und sie pflegen Reche zu bilden. Sie mögen in die Lage kommen, große militärische und administrative Leistungen zu vollbringen. Wohlstand mag vermehrt, Wissen gesammelt, Erkenntnisse mögen erzielt, Wunderwerke der Technik errichtet und herrliche Bilder, Bauten und Dichtungen hervorgebracht werden: Aber an den Grundzügen der Ordnung ist dann so leicht nicht mehr zu rütteln. Unzufriedenheit und Rebellion konzentrieren sich, nicht nur in der Legitimierung, sondern auch in Zielsetzung und Effekt darauf, eine ins Kraut geschossene Herrschaft auf die Regel zurückzuführen und Gerechtigkeit einzufordern. Zerspringt die Einheit der Herrschaft, so entstehen neue kleinere an deren Stelle. Wenn ein Pharao wie Echnaton aus dem Überlieferten auszubrechen versucht, werden spätestens seine Nachfolger wieder darin eingefangen. Dynastien mögen wechseln, Eroberer die bisherigen Herrscher ersetzen; im wesentlichen geht es in den einmal eingefahrenen Gleisen weiter; wenn nicht das Ganze zerstört wird.

Doch kann es auch, freilich sehr viel seltener, eine Aristokratie sein, die sich und ihre Welt in ihrem Sinne nachhaltig formt und befestigt. So war es zumindest in der römischen Republik. Dort scheint anfangs von den Etruskern eine kräftige Monarchie etabliert worden zu sein. Allein, sie wurde bald gestürzt, hinterließ zwar einige nicht unwichtige Institutionen, aber maßgebend für die weitere Ausprägung römischen Denkens, vielleicht auch Fühlens, römischer Religion und römischen Rechts war die Aristokratie. Sie bestimmte auch die Formen politischer Ordnung, von Politik und Kriegsführung, die Organisation der Gesellschaft und schließlich die Weise, in der die eroberten Gebiete angegliedert wurden; derart nämlich, daß die Aristokratie samt ihren Umgangs- und Bindungsformen alles vermittelte, folglich immer unentbehrlicher wurde.

Die mit der Zeit sich auftuende Opposition trug letztlich zur Stabilisierung des Regimes bei, indem sie es von Spannungen entlastete und die Aristokratie zunächst disziplinieren, sodann erweitern und stärken half.

So vermochte sich die Republik, der in ihr herrschende Adel und die ganze politisch-gesellschaftliche Ordnung derart fest zu verankern, daß sie Jahrhunderte lang nicht nur unerschütterlich blieb, sondern daß auf ihrer Basis ein ganzes Weltreich begründet und verwaltet werden konnte. Selbst als sie schließlich in schwere Krisen geriet, von ihren Aufgaben weit überfordert wurde, Recht und inneren Frieden nicht mehr hinreichend zu wahren wußte, war so leicht keine Alternative zu ihr denkbar. Augustus vermochte zwar eine Monarchie zu begründen und zahlreichen Mißständen ein Ende zu setzen, aber die Quelle der Legitimität blieb der Senat, blieb die Republik. Und nur sehr langsam veränderten sich die Verhältnisse. So sehr hatte sich die frühe, immer weiter vertiefte aristokratische Ordnung Rom und seiner Welt eingeprägt.

Einmal jedoch lief es ganz anders. Da war es keine Monarchie und kein herrschaftsgeübter Adel, sondern eine relativ breite, über hunderte von selbständigen Gemeinden sich verteilende Schicht von Freien, von »Bürgern«, die sich ihre Welt formte. Gewiß waren unter ihnen zunächst Mitglieder der Oberschicht, insofern also Adlige maßgebend. Aber sie legten großen Wert darauf, frei und eigenständig in recht kleinen Gemeinden zu leben (wollten auch keine Eroberungen machen). Und es waren keine klaren, keine ständischen Grenzen zwischen ihnen und den übrigen Grundeigentümern gezogen. Damit stand der Gesichtspunkt – und standen die Probleme – des Zusammenlebens mit ihresgleichen, nicht der der Herrschaft ganz im Vordergrund.

Was das bedeutete, ist kaum auszuloten: Freiheit nicht als Recht gegen einen Fürsten, in einem Staat, nicht als privater Freiraum, sondern zunächst als Eigenschaft der Grundeigentümer in zahlreichen Gemeinwesen; als Verbindendes; sodann als Aufgabe, wenn es darum ging, sie unter komplizierter werdenden Verhältnissen zu bewahren und zu sichern; im Endeffekt als Herausforderung und

Chance, auf eine völlig neue Weise zu leben. Denn was wir als Kultur der Griechen einstufen, war ja deren Lebenselement.

Wenn diese Griechen seit früher Zeit ihre eigenen Herren, also eigenständig sein, von keinem abhängen wollten, mußten sie sehen, in möglichst großem Ausmaß selber für alles aufzukommen, selbst also zu allem Notwendigen befähigt zu sein. Zunächst in ihren Häusern, in ihrem privaten Bereich. Zunehmend aber auch in der Öffentlichkeit ihrer Gemeinwesen. Was nur gemeinsam zu erledigen war, was das Zusammenleben der Gemeinde anging, mußte möglichst weitgehend im allgemeinen Einverständnis, aus ihrer Mitte heraus geregelt werden. Soweit öffentliche Aufgaben an einzelne delegiert werden mußten, sollte das in möglichst geringem Ausmaß geschehen. Denn es pflegte Macht daraus zu resultieren, was zumindest nicht im Sinne der Allgemeinheit war.

Anfangs mochte das Zusammenleben in solchen Gemeinden auf längere Strecken, vielleicht gar in der Regel schlecht oder recht funktionieren. Doch wurde es schwierig, sobald es zu härteren Auseinandersetzungen kam. Und wenn das immer einmal möglich war, so mußte es sich mächtig steigern, sobald die Polisgesellschaften sich differenzierten, einerseits Ansprüche (und Selbstherlichkeit), andererseits Armut und Not anwuchsen und Konflikte aufbrachen.

Dann gab es mangels starker übergeordneter Instanzen einen großen Bedarf an Ausbalancierung unter den Zugehörigen. Wie konnten die Streitenden versöhnt werden? Wie konnte man ihre Ansprüche gegeneinander abwägen? Praktische Verfahrensweisen mußten sich einführen, Friedensstifter sich hervortun; die auffällige Hochschätzung der Anmut in den Quellen jener Zeit muß hier ihren Grund gehabt haben. Und es galt, über Gerechtigkeit nachzudenken. Jene Domestizierung von Affekten, jene Verinnerlichung von Hemmungen des Dichtens und Trachtens, die in andern Kulturen von oben her geschieht, mußte hier im Kreis der Gemeindemitglieder bewirkt werden, immer neu. Nie gelang es zum Beispiel, den Drang nach Rache soweit zu unterdrücken (oder abzuerziehen), daß nicht viele sich noch offen dazu bekannt hätten. Aber das gehörte eben zur Fülle dieser Persönlichkeiten und – entspre-

chend – zur Reichhaltigkeit menschlicher Erfahrungen, die die Griechen machen konnten.

Doch brachte das politische Beschwernde mit sich. Ein Stück weit mochte die Schaffung von Institutionen helfen. Nur war es damit keineswegs getan; zumal man dem ausschweifenden Ehrgeiz der Mächtigsten auf diesem Weg kaum beikommen konnte.

Wo alles so weitgehend unter einer Vielzahl von Beteiligten auszutragen war, mußten die Probleme des Zusammenlebens, von Konflikt, Ausgleich und Versöhnung, von Regelerzeugung, aber auch die der Selbstbehauptung überall auf den Nägeln brennen, also tief im ganzen weiten Bereich dessen Platz greifen, was Menschen in frühen, ungefestigten Verhältnissen an Sprache, an Dichtung und Kunst aufwenden, wenn es gilt, sich in der Welt zurecht (und zu Recht) zu finden.

Wo keine Macht so leicht Autorität gewinnen kann, begegnen die Sänger – wie andere Sachverständige – besonders hohen Erwartungen. Sie können sie um so besser erfüllen, je mehr sie die Spannungen im Publikum aufnehmen, die Probleme des Zusammenlebens also durchspielen, umwegig, auf höchst kunstvolle, eindrückliche Weise – wie in der Ilias.

Wo Menschen so frei und die Verhältnisse so sehr im Fluß sind, muß es nahe liegen, Formen des Ausdrucks zum Zwecke eigener Selbstvergewisserung und -behauptung, der Klage, aber auch der Verständigung mit anderen zu suchen. In kühnen, scharfen und zugleich federnden Formen hat das die wundervolle lyrische Dichtung der archaischen Zeit besorgt.

Wo Städte in größte Not und heftigste Konflikte geraten sind und man den Ausweg nicht in der Etablierung von Herrschaft suchen will, muß sich mit ziemlicher Notwendigkeit ein Politisches Denken entfalten. Es muß sehen, die Verhältnisse zwischen den Kräften der Stadt, gleichsam die Gesetzlichkeiten ihres Aufeinanderwirkens zu ermitteln. Denn wenn die Städte frei sein sollen, müssen sie sich selbst tragen können. Wo aber so viel auf dem Spiel steht, können sich die Fragen, die sich im Hinblick auf den Zusammenhang der Ordnung stellen, nicht auf das Politische beschränken.

Sie müssen sich zugleich auf den Kosmos richten. Man ist zu Philosophie und Wissenschaft geradezu herausgefordert – und findet die Antworten in einem Denken, wie es wohl nur in einer freien Gesellschaft aufkommen kann.

Wo vieles in Bewegung geraten ist, wo aber kein Subjekt herrschen soll, muß man suchen, objektive Maße zu finden, nach denen alles sich verhält und eingeteilt werden muß. Und das nicht nur in der Polis. Das Ergebnis sind Theorien über Zahlen und musikalische Intervalle, die Suche nach den rechten Maßverhältnissen des Tempelbaus, des Stadtplans, Suche nach Gleichgewicht in Medizin, Zeitablauf und Politik, später das Forschen nach einem Kanon des Menschenbildes: insgesamt ein ganzes Bündel von Ausdrücken dafür, wie diese Gesellschaft von ihren Problemen umgetrieben war, so daß sie nach Lösungen suchen mußte, wo immer sie sich zu bieten schienen.

Da aber die Herren der führenden Schicht so sehr auf ihre Freiheit – und Willkür – erpicht waren, mußte auf die Dauer gegen sie auch das Gewicht breiterer Schichten ins Spiel gebracht werden – was wiederum weit über das Politische hinausgreifende Voraussetzungen und Folgen hatte.

Als sodann besondere Umstände die Stadt Athen dahin führten, gegen das mächtige Perserreich im Osten der Ägäis Großmachtpolitik zu treiben, und als sie dabei zur radikalen Demokratie wurde, war der Probleme der Verantwortung, der Erkenntnis, der Selbstvergewisserung vollends kein Ende mehr. Alles Herkömmliche wurde radikal und immer radikaler in Frage gestellt – zumal es zu dieser Gesellschaft auch gehörte, daß sie jeweils wissen wollte, woran sie war. Die Tragödie, die Intellektuellenkultur der Sophisten, die neu erfundene Geschichtsschreibung setzten sich mit allem auseinander. Schließlich reichten die Fragen so tief, daß ein Zweifel den andern trieb und Sokrates', Platons und Aristoteles' Philosophie einen völlig neuen Grund legen mußten, um die Welt, die Polis und den Menschen zu verstehen.

Wo Aristokratien, so sehr sie hier und dort herrschen mochten, nie dazu gekommen waren, auch den Zugang zu den Göttern zu

kontrollieren, blieb alle Theologie (abgesehen von gewissen Geheimkulten) zunächst Sache von Mythen und von Dichtern, die in die Götter hineindachten, was sie auf Erden beobachteten oder postulierten. Bald sahen sich aber auch Philosophen veranlaßt, das Göttliche in der Welt zu suchen; denn es sollte da mit rechten Dingen zugehen. Und so war es die Philosophie, etwa der Stoiker, der Epikureer, der Kyniker und anderer, an die sich auch künftig alle Suche nach Gerechtigkeit und Lebenssinn zu richten hatte, bis sie sich endlich mit der christlichen Lehre verknüpfte.

Es bleibt gewiß ein Geheimnis, wie all das, was damals erkühnt, erfahren, erlitten wurde, schließlich zu klassischer Ausformung gelangte. Doch läßt sich darin überall der Niederschlag einer Kulturbildung um der Freiheit willen beobachten; eines Großversuchs gleichsam, unter schwierigen Verhältnissen ein Leben ohne Herrschaft zu führen, und das heißt auch, es zu ermöglichen, zu sichern; also all das hervorzubringen, was man dazu braucht. Wenn Ernest Renan von einem griechischen Wunder spricht, so bedeutet das ja nur, daß es völlig ausnahmsartig zuging, nicht jedoch daß man daran nicht eine Menge erklären kann.



Homines maxime homines, Menschen, die im höchsten Sinne Menschen sind, hat der römische Senator Plinius um 100 n. Chr. die Griechen genannt. Damals lag es zweihundert Jahre zurück, seit sich die römische Oberschicht griechischen Erkenntnissen, Philosophie, Kunst und Lebensformen aufgeschlossen und die eigene Welt nach und nach damit durchdrungen hatte. Aber die Römer waren eben durch Herrschaftsverhältnisse gegliedert und bestimmt geblieben – in jenem ursprünglich republikanischen, rechtlichen Rahmen, der ihnen eigen war. Da gab es Über- und Unterordnung, vielerlei Abhängigkeiten und Relativierungen. Da hatte jeder seine Pflichten, seinen Platz in der Rangordnung, war gleichsam abgeschrägt auf das Ganze hin (falls er sich nicht auf seine Villa zurückzog, um entweder ganz oder zeitweilig zu privatisieren; weitgehend im griechischen Stil). Das alles ließ sich mit dem Leben der Griechen nicht vergleichen.

chen. Nicht mit denen der Vergangenheit, mit denen man geistig so viel verkehrte, auch nicht mit denen der Gegenwart.

Diesen Griechen war es eben zu eigen, daß sie eher Menschen als Kaiser, Consul oder Senator waren. Daß sie sich nicht einzwängen lassen wollten in die Regeln einer ständisch gegliederten Gesellschaft. Daß sie nicht vieles zu delegieren gewohnt waren, um bei aller Macht (wie viele Römer sie besaßen) doch stets von andern, von ganzen Bündeln von Beziehungen abzuhängen; folglich gleichsam vermittelt zu leben. Einer wie der andere waren die Griechen vielmehr – zumindest in der Oberschicht, an die Plinius ja aber dachte – Teil einer Allgemeinheit, die kaum über sie hinausreichte, sie kaum in ihren Dienst nahm, sondern aus ihnen allen bestand. Sie waren sich selbst so verantwortlich wie der Allgemeinheit (aber in der Regel nicht höheren Instanzen).

Es hatte die Griechen schon in früher Zeit ausgezeichnet, daß sie den verschiedensten Anforderungen des Lebens gleichermaßen genügen mußten. Wer eigenständig sein will, darf ja möglichst wenig auf andere angewiesen sein (außer auf solche, über die er verfügen kann). Wo man in kleinem Kreis zusammenlebt, ganz konkret und unmittelbar, wenig beansprucht durch sachliche, politische oder wirtschaftliche Aufgaben, muß man sich aneinander messen. Im Sport zum Beispiel. Wo der Zusammenhalt durch kein politisches Zentrum gesichert ist, müssen andere Institutionen dafür aufkommen, unter anderm die religiösen Feste. Ihre politische Bedeutung erklärt die des Musischen in diesem Volk. Und auch hier haben sich die Griechen aneinander gemessen. Singen und Tanzen mußten sie also können, die eigene Wirtschaft besorgen ohnehin; mußten die Regeln des Sich-Ausgleichens beherrschen, ebenso das Kriegsführen. Das ergab einen Menschenschlag, der sich kaum in Spezialisten aufteilte, in partielle Bezüge verlor, vielmehr sich gleichsam rundum auszubilden hatte, körperlich, geistig, seelisch, wie er uns ja auch in den griechischen Statuen entgegentritt, dort freilich als Ideal. Jeder möglichst ein Ganzes, das Allgemeine in sich ausprägend und alles stark auf allgemein-menschliche Problematik konzentriert.

